

Ach! Euer Schweizerland

Autor(en): **Schickele, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ACH! EUER SCHWEIZERLAND

Ich lebe.
Es ist Frühling.
Ich liebe die Schweiz.
Sie ist das Paradies.

Genfer Reise, 1918

1.

Es war im Vorsommer 1921, als ich wieder in die Schweiz fuhr. 1919 hatte ich mein schönes Haus in Uttwil am Bodensee verlassen müssen. Wie hätte sich ein deutscher Schriftsteller — wenn auch französischer Nation —, den die deutsch-nationalen Buchhändler überdies wegen ausgesprochenen Pazifismus auf den Index gesetzt hatten, in der teuern Schweiz noch länger halten können!

In mein schönes Haus mit dem geschwungenen Dach, von dessen Fenstern ich, gegen Norden, auf den Bodensee und dessen sanft bewegtes deutsches Ufer schaute, gegen Osten auf die Alpen, in meine schönen alten Bauernmöbel zog Carl Sternheim ein. Er konnte eine ganze Weile länger bleiben als ich, und als auch er dann ging, hatte er sich eine Wiese am See gekauft, um ein Gartenhaus darauf zu bauen. Bei meinem letzten Besuch in Uttwil wuchs die Grundmauer aus dem Boden. Nun wird es schon lange fertig sein. Mein Herz war voller Rührung, ich ergriff Sternheims Hände und beglückwünschte ihn, wie ich ihn nie zu einem Romanerfolg beglückwünscht hätte. Die Grundmauer, die dort aus dem Boden sah, kehrte mein Gefühl um und um. Denn ich war gekommen, um mein Haus zu verkaufen.

Ich machte meine Abschiedsbesuche, eigentlich mehr beim märchenhaften Niederungswald hinter Uttwil, Romanshorn zu, als bei den Mächtigen der Gemeinde, aber auch bei ihnen. War ich doch nie auf freundlichere Autoritäten gestossen. Jedoch der Wald duftete im Sommer betäubend nach Pfefferminze, und er strotzte in einer herbstlichen Flora, wie ich sie nie wieder in einem Wald getroffen habe! Ich schlich den Fußpfad am See entlang nach Kesswil, wo einem nie ein Mensch begegnete, seitdem die Grenztruppen fort waren, zum Gärtner

im stattlichen Amriswil, stieg, die Augen voll Seebläue und silbrig-grüner Ferne, auf den Geisberg, wo mein intimster Feind Norbert Jacques auch anfang zu packen, der Apotheker in Romanshorn sah mich mit bleichen Wangen bei sich eintreten, und in Kreuzlingen klagte ich dem Doktor Binswanger beim alkoholfreien Wein, wie traurig es sei, dass ich die Schweiz verlassen müsse, genau wie vor vierhundert Jahren meine Vorfahren, von denen der eine ein Zimmermann, der andre ein Metzger gewesen, beide aber gute Katholiken, die sich über die Reformer in den Zürcher Zünften gar sehr aufgeregt — wo ich, obwohl auch gut katholisch, im Gegenteil dächte, dass die Schweiz das Schwänzen mehrerer Messen wert sei . . .

Am Abend unterschrieb ich den Kaufvertrag und verbrachte die halbe Nacht auf der Terrasse am See, mit einem spritzigen weißen Neuchâtel und dem Wolfshund des Wirtes. Der Augushimmel erwies mir überschwengliche Gnade und überschüttete mich mit Sternschnuppen, denen die Meute meiner Wünsche nicht im entferntesten nachkam. Andern Tages fuhr ich durch die Seepromenade des Thurgaus, deren tausend und aber tausend Apfelbäume sich unter der Last der reifenden Früchte bogen, und in den scheußlichen Bahnhof von Konstanz hinein, der für Transit-Güterwagen gemacht ist, nicht für Menschen.

Hier wurde ich bis aufs Hemd ausgezogen, weil am früheren Zug ein menschenähnlicher französischer Kommunist mit polnischem Akzent herumgelaufen war und aufgeregt gefragt hatte, ob das der Zug aus Uttwil sei. Er war zu kurzsichtig, die beiden Geheimpolizisten zu bemerken, die dem Schlehmil zu ungeahnten Schatten verhalfen. Als ich mit dem nächsten Zug ankam, war der Volksaufwiegler, der zufällig im Hotel meinen Namen gelesen und darauf beim Portier nach mir gefragt hatte, schon weiter gefahren, allerdings um einen Schatten ärmer. Denn einer der Geheimpolizisten war im Bahnhof geblieben, und der erkannte mich sofort an meiner Hornbrille. Ob ich schon von einem Herrn R. . . gehört hätte, wurde ich gefragt. Ich lachte auf. Gewiss doch. Ich kannte ihn aus Paris, als er noch aus Jaurèsens hinterer Rocktasche herausguckte, wo er als lebender Zettelkasten und Dolmetsch

sass! Der Herr habe beim vorhergegangenen Zug auf mich gewartet. „Wo ist er denn?“ rief ich erfreut aus. Der preussische Sherlock Holmes, am Adlerblick Wilhelms II. geschult, stieß mir den blauen Stahl seines Blickes in die Nasenwurzel, dann lächelte er als wie ein gutmütiger Unteroffizier, der sich damit abfindet, dass er seinem Einjährigen nie den militärischen Ernst beibringen wird... Wehmütig wie in einem Märchen, das schlimm ausgeht, ging ich bis an die Sperre auf der Kreuzlinger Landstrasse und warf einen letzten Blick hinüber. Aus Die Schweiz war mir verloren.

In den folgenden zwei Jahren habe ich allerhand aus der Nähe betrachtet, was die Völker ihre geistige Wiedergeburt nennen, das Aufkommen des pazifistischen Gedankens in England und, viel langsamer, in Frankreich, den ungleichen Rückfall in die Kriegspsychose in Deutschland und Italien, die Schwindsucht der Republik in Deutschland, der Monarchie in Spanien, das Gliederrecken des kräftigen und gerissenen Bengels, der die Tschechoslowakei heißt... Ich bin gereist. Ich habe gelitten, weil alles ganz anders kam, als wir während des Krieges und das erste Jahr danach geglaubt hatten. Ich habe auch manche tiefe Freude geschöpft, in Stunden, wo die politischen Gespräche der Zeit nicht bis zu mir ^{dringen} dringen konnten.

Endlich, im Vorsommer 1921, fuhr ich wieder in die Schweiz. „Zu Strassburg auf der langen Brück“ hatte mich die Sehnsucht gepackt, wie einst den armen Schweizersoldat des Volkslieds, als er das Alphorn blasen gehört. Bei mir war es nicht gerade das Alphorn, das mich betörte, aber doch eine Sonntagsnummer der *Neuen Zürcher Zeitung*, mit einem entzückenden Feuilleton von Dr. E. Korrodi — ich sage später mehr darüber — und einer ebenso ungeschickten wie natürlichen Schilderung einer Bergpartie. Plötzlich fühlte ich mich aufgehoben, leicht und hell, Augen und Lungen voll Glückes, in einem Himmel fortwärts bewegt, wie er an schönen Tagen über der Blümlisalp steht. Rufst du, mein Schweizerland...?

Ich fuhr auf dem rechten Rheinufer hinauf. Gleich hinter Müllheim, der letzten Station vor Basel, hielt mich mein Buch nicht länger. Ich lehnte mich aus dem Fenster. Die Wein-

berge wehten mich an mit ihrem feinwürzigen Ruch. Die weißen Pfähle blitzten im Stakkato aus der warmen braunen Erde — eine tausendkolbige Maschine zur Herstellung von Lust. Über dem Hang ging in strenger Strömung der Himmel vorüber... Ans andre Fenster! Da braute im Rheintal die Sonne. Der Dschungel wimmelte um die Bäume, die truppweise dastanden, zu Hunderten, wie vieldeutige Wegweiser. So weit dehnte sich die Fläche vom diesseitigen Ufer bis zum Dunst, wo in einem großen Reigen die Vogesen schwebten, dass das von Busch und Baum über Tümpel, Gerinnsel, Weiher und Bäche durchhüpfte Gelände sich hier zusammen-, dort auseinanderzufalten schien. Alles überragend zeigten die Papeln den schwungvollen Lauf des Rheins an.

Freund, welch eine Fahrt! Lustig, lustig. Du gleitest in großem Bogen um den Isteiner Klotz, fliehst plötzlich die Ebene, kehrst in der nächsten Kurve zurück, und diese nun breitet das ganze Land vor dich aus. Du streifst es ab von Ost nach West, streichst nordwärts das Tal hinauf, weit, weit, und kannst schließlich gewicht- und grenzenlos, wie du in deinem Gefühle bist, dich darüber ausbreiten, die eine Hand auf dem Schwarzwald, die andre auf den Vogesen, ein himmlischer Schwimmer, der ruhend sich umspülen lässt... Und wirst losgerissen in einem Gepolter von Eisen und Blech, katastrophal! Schlote qualmen, aus einem langgestreckten Gebäude quirlt Wasserdampf, du schrumpfst zusammen, wirst in deiner Ecke, betäubt, zwischen rangierenden Zügen über kleine Brücken, an Kranen, Ausladequais vorbeigezogen, ein gemauerter Kanal schneidet den Zug mitten durch, der findet, holpertipolter, wieder zusammen, hüpfte weiter, du torkelst gegen andre Zugtrümmer, über Drehscheiben, ein vorbeibrausender D-Zug haut dich steif, — nimm dich zusammen im Handgemenge, das im Gang beginnt, da ist *Basel*. Keine Angst. Die lieben Mitreisenden sorgen für dich. Sie stossen dich mit ihren Gepäckstücken aus der Tür des Abteils, rechts schiebt einer, der andre links. Schon stehst du mit einem Bein auf dem Bahnsteig. Das andre steckt eingeklemmt auf dem Trittbrett zwischen einem Stock und einem Koffer. Wenn du könntest, fielst du um. Aber du kannst nicht. Der Platz fehlt. Schau,

da stellt das fehlende Bein sich ein. Hinter dir staut eine Masse sich drückend an deinem Rücken, von allein gehst du in die Mausefalle, deren Klapptür ein edler uniformierter Greis handhabt. Herrlich, die Grenze! Du spürst einen Fremdkörper in deiner Hand, ein Stück Pappe mit der Nummer 36. Fünfunddreißigmal hebt und senkt sich das Schlagbäumle, dann stehst du vor dem Jüngsten Gericht. Erst vor dem deutschen, dann vor dem schweizerischen. Wenn du endlich, ausgeklopft, gesiebt und psychochemisch gereinigt ins Freie trittst, kannst du, nach einem Rundblick auf den strahlend leeren Bahnhofplatz, zu dir sprechen: „Fremdling, knie nieder und küsse den Boden, den kein Krieg geschändet hat“ — und in die Elektrische steigen.

So habe ich's auch gemacht. Gut genährte und gekleidete Menschen nahmen mich auf in ihre Gemeinschaft. Die Elektrische sprang über das Pflaster wie eine Ente übers Wasser. Derart unverknitterte Offiziere gab es in ganz Europa nicht mehr, und die gemeinen Soldaten blickten mit unerschüttertem Vertrauen in die Welt. Die Brücke hob uns über den Rhein, ich grüßte das Münster. Ein Falke mit paar Papageienfedern im Schopf, so horstete es in der Oberstadt. Grauweiße Bürgerpaläste stemmten sich über dem Ufer, um sie herum blätterte der Anstrich der Häuser ab. Gab es denn arme Leute in der Schweiz? ... Eine Frau, die einen Handkarren über den Marktplatz schob, schritt wie die Tänzerin auf einem griechischen Basrelief, ich irrte mich nicht, ich war in Basel, und um sicher zu sein, sah ich der nächstbesten Dame, der ewig Rätselvollen, wenn sie vorübergeht, auf die Füße. Indessen war meine Tänzerin auf der andern Seite des Platzes stehen geblieben und streckte, vor einer Gevatterin, die Arme gen Himmel. Funkelten nicht Pauken in ihren Händen? Nun flogen auch der Gevatterin Arme empor, die beiden Gestalten bewegten sich dicht voreinander — „Evoë!“ auf dem Marktplatz zu Basel. Ich vernahm den Krach ihrer Pauken, die sie, eben noch rückwärts gebogen, dass die aufgelösten Haare den Boden berührten, plötzlich aufschnellend Leib an Leib über ihren Köpfen zusammenschlugen. „Evoë!“ murmelte ich beglückt, „Evoë!“ auf dem Marktplatz zu Basel. Der dicke

Doktor Bauer, der aus dem Fenster der *National-Zeitung* herausschaute, sah sie nicht.

Auf dem Platz vor dem Bundesbahnhof grüßte ich das Denkmal, das an die Basler Hilfe für Strassburg im Jahre 1870 erinnert. Die Schweizerin erhebt schützend den Schild über die Elsässerin, und ich sah, dass sie Schwestern waren, nach Gestalt und Gesicht.

2.

Ich saß im Züricher Zug, wiederum flog ich, von einer lieblichen Landschaft umflügelt, auf und dahin, diesmal aber auf einer höheren Ebene. Der Rhein lag hinter uns, wir kamen ins Flußgebiet der Aare. Mein Abteil war frisch gewaschen, gescheuert, poliert, und ich ging den Zug entlang, um auszukundschaften, ob die andern Abteile auch so festtäglich gerichtet seien. Alle glichen dem meinen bis auf den blanken Kupferknopf zum Einhaken der Fenstervorhänge. Ein Zug für lauter Hochzeitsreisende! In mein Abteil zurückgekehrt, kuschelte ich mich in die strotzende Sauberkeit ein — wohl war mir, wohl. Und stolz war ich auch, stolz, hier auf Heimat zu stoßen. Hatte ich doch an dem Baselbieter, wie er da aus seinem Stumpfen qualmte, während er gleichzeitig durch einen Kneifer, der ihm vorn auf der Nase saß, und mit dem stets von neuem angefeuchteten Zeigefinger im Fahrplan studierte, eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem Verwandten entdeckt! Darüber vergaß ich das Sisselntal, durch das wir eilten. Und es ist doch eines der vornehmsten im Schweizer Hügelland, fein gegliedert und ganz in einen Hauch von Zärtlichkeit gehüllt. Als ich wieder einen Blick aus dem Fenster warf, sprang mir auf einem Bahnhofschild der Name *Schinznach* entgegen. Auf dieses Zeichen begannen zu meinem Gefühl, das der Baselbieter berührt, geschichtliche Ideenverbindungen zu musizieren. Wir gehören zusammen, hatte ich seit dem Aufenthalt vor dem Strassburger Denkmal in Basel empfunden, dies ist verbrieft und sogar in Erz gegossen. Ich hatte an das schöne Kapitel „Basel und Strassburg“ in Joseph Nadlers *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* gedacht und, natürlich, an die Hirsebreifahrt der Züricher nach Strassburg,

an manches andre darauf, kreuz und quer, das einem andern als einem Elsässer oder Schweizer kaum hätte beifallen können. Im übrigen war ich mit meinem Gepäck beschäftigt gewesen. Mit einem saubern Zug, wie er mich seit Jahren nicht mehr aufgenommen, mit einem Baselbieter, der mich beinah als Kind auf den Armen getragen hatte. Nun weckte der Name Schinznach den Träumenden auf. Donnerschlag, die Helvetische Gesellschaft! Bodmer, Breitinger, Isaak Iselin, Gessner, Lavater, die Männer des zürcher-basler 18. Jahrhunderts, umgeben von Katholiken aus Solothurn, Luzern und Schwyz, versammelt, um die alte Eidgenossenschaft zu erneuern — hier in Schinznach unter der zerfallenen Burg der Habsburger, Aug in Auge mit einem Jahrtausend Vergangenheit, in Sorge um die Zukunft der Schweiz und des Menschengeschlechts. Versammlungen, wo männliche Begeisterung waltete, und die schnell weite Kreise zogen. Der eidgenössische Gedanke trat in ein neues Morgenlicht, das von einem kleinen Buch des Luzerners Urs Balthasar ausstrahlte: *Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen*. Darüber hinaus fassten die in Schinznach Versammelten das Schweizer Ideal zum erstenmal als eine geistige, humanitäre Verpflichtung für die ganze Schweiz, so dass man sagen darf: Die Schinznacher Tagungen waren das Wiegenfest der heutigen Eidgenossenschaft, gerade der Schweiz, wie wir Nichtschweizer sie lieben müssen. Einmal kam sogar der Herzog von Württemberg herüber, eigens, um mit einem Bauernphilosophen Arm in Arm zu lustwandeln. Er hatte begriffen, dass, was in Schinznach verhandelt wurde, über den Schweizer Rahmen hinausging. Auch andre verstanden. So fragte ein österreichischer Hauptmann auf einem Fensterladen der Burg Habsburg den Kaiser bleischriftlich an: „Schläfst du, Joseph?“ Statt des Kaisers antwortete Lavater:

Sei Hirt von deinen Schafen,
Schlaf wohl und lass uns schlafen.

Man verstand auch zu lachen in Schinznach.

Auffrischung der Aristokratie durch das längst regierungsfähig gewordene, hochgebildete Bürgertum, das verlangte Urs Balthasar, eine revolutionäre Forderung für die damalige

Schweiz. Das Büchlein erschien 1744. In Strassburg war diese soziale Umschichtung um 1200 vollendet und Gottfried von Strassburg, der von der Aristokratie verhätzelte Sänger, das Idol des neuen Bürgertums schon eine Erfüllung. Dafür war drei Jahrhunderte später die Schweiz uns voraus, als Basel, mit Erasmus und den Elsässern Geiler, Brant, Wimpfeling, den Vorsommer unseres Humanismus erlebte. Während aber, nach 1700, in Zürich Bodmer und Breitinger wirkten, wuchsen in Strassburg Obrecht und Schoepflin zu europäischer Bedeutung. Zu jenen kamen Klopstock und Wieland, zu diesen Herder und Goethe, und es war wieder, wie um 1500, der gemeinsame alemannische Garten, der austrieb. Wieder trat in den beiden Ländern, gleichzeitig mit der Lust am Stammesleben, der starke weltbürgerliche Zug hervor.

Nicht gerade davon sprach ich mit meinem Baselbieter, aber wir sprachen von Politik und, wenn auch gewiss einfacher, so doch im Sinne nicht anders als die Gründer der Helvetischen Gesellschaft. Denn deren Gedanken sind heute Gemeingut des Schweizer Volkes in einem Maße, dass ich immer wieder staune. In Zürich trennten wir uns mit einem Händedruck, einig bis in die Knochen.

Deutsch, Englisch, Französisch durcheinander in der Halle des Hotels — ich erschrak. Forschte unwillkürlich nach wütenden Blicken, drohenden Gebärden, wartete auf das herausfordernde Wort. Nichts von alledem. Die Sprachen der „ehedem feindlichen Nationen“ konnten einander begegnen, ohne dass idiotische Wortwechsel und Prügeleien entstanden, wie wir es in den „großen“ Ländern gewohnt waren. Hier in der Schweiz hatten sie zuerst die Stahlbadhosen abgelegt, die falschen Athleten, und sich wieder bürgerlich gekleidet. Die Schweizer hätten es anders nicht gelitten, wie auch der einzelne über die Kriegsschuld und andre theologische Fragen der Politik denken mochte. Hoteliervolk? Wenn das die Sitten und Anschauungen von Hoteliers sind, so kann ich nur allen raten, bei ihnen in die Schule zu gehn. Ich erinnere mich an einen Berliner, den ich 1917 in Bern beim Friseur sagen hörte — während ein artiger Welschschweizer ihm die Glatze scheitelte: „Ach watt, wenn de Schweiz jejen uns los-

jeht, so schicka wir ihr einfach de Barlina Feuerwehr“. Das war allerdings kein Hotelier.

Dazu habe ich einiges mehr zu sagen. Es bildet ein Kapitel für sich, das später folgt. Erst muss ich erzählen, wie die Tage des ersten Wiedersehns weiter verliefen. Unmöglich, die Bekannten alle zu nennen, die sich ebenso zu freuen schienen, wie ich, wenn ich bei ihnen eintrat, die freundlichen Erkennungsrufe auf der Strasse, das Aufstehn von einem Tisch im Restaurant, die ausgestreckte Hand, die zwischen abgewandten Schmausern angefahren kam. Das alles auf den Takt fester Stiefel, den Gutturalton des Schwizzerdütsch gestimmt, dessen größter Reiz für mich in der koketten Schleppung der ersten betonten Silbe liegt. Und dem entspricht bei jungen Männern gern irgendeine schmückende Kleinigkeit im Anzug, eine hübsche Krawatte, ein alter Ring, modische Strümpfe. Schweizer, die bei ihrer Art bleiben, sind nicht elegant in der Weise eines Franzosen oder Engländers, sondern eher wie der gute Deutsche, bei dem der Eklektizismus Tradition ist, mit Discretion also und außerdem mit Betonung der Bequemlichkeit. Mir gefällt das. Es gefiel mir jetzt besonders, da ich aus Ländern kam, wo der Snobismus der neuen Reichen neben der allgemeinen Ärmlichkeit und Nachlässigkeit in der Kleidung geradezu skandalös wirkte. Das prägte sich sogar im Strassenbild aus, wo sich beim deklassierten Mann, an der verarmten Frau das Gefühl der Bedrückung bis in die Rockfalten und den Sitz des Hutes ausdrückte. Die Rockfalten starben vor Schüchternheit, die Schuhe schämten sich in den Boden, der Hut stand auf „Flucht“. Gleichzeitig rasselten die blitzneuen Motorräder der Bankjünglinge vorüber, und hinten saß ein vermutlich weibliches Geschöpf auf, von dem nur der neue Ledermantel, die neue Lederkappe, die hohen Stiefel, kurz alles Lederne Friedensware war. Auf dieses Tier mit vier Füßen und zwei Rädern stieß ich auch hier, wie es auf der Bahnhofstrasse zur Abendfahrt startete, nur dass von denen, die es frech anfauchte, kaum einer so hilflos abgestürzt war, so plötzlich schuldlos ausgestossen, dass es ihn in seinem tiefsten Wesen erschüttert hätte!

Ein einziges Aufatmen, diese ersten Tage in der Schweiz,

damals. Aber so unmöglich es ist, alle die Schweizer zu schildern, die mir schon allein durch ihr Wesen wohltaten, geschunden, wie ich bei ihnen angelangt war, und obwohl sie es im Namen der Vernunft und der Herzlichkeit verdienten und eine ausführliche Malerei für den Leser nur Gewinn brächte, so wenig geht es an, unsere Gespräche wiederzugeben, deren erste Bedeutung darin lag, dass sie uns niemals in Versuchung brachten, am andern zum Mörder zu werden (welcher Gefahr man jenseits der Schweizer Grenzen damals sozusagen ständig ausgesetzt war), und ihre letzte, dass sie der ewigen Wahrheit galten, die ganz von dieser Welt ist, von dieser Welt allerdings, soweit sie noch nicht und sobald sie nicht mehr den Kampf ring abgibt für überlebensgroße Profitjäger, für Wollüstlinge der Macht in rasender Verzückerung und mit Nerven aus Stahl. Einiges davon kommt immerhin im Kapitel über das Hoteliervolk.

Ist es kleinlich empfunden, wenn ich nebenbei der richtigen Hoteliers gedenke, deren Gaststätten mich mit einem blanken Parkett, reinen Teppichen, einem einfachen hellen Zimmer empfangen, ja — denke nur, Leser, der du zwischen 1918 und 1922 Mitteleuropa, Italien, Belgien oder Frankreich bereist hast! — mit lauter freundlichen Gesichtern vom Eingang bis unters Dach. Am liebsten reihte ich noch eine größere Anzahl solch kleiner Züge aneinander, weil diese am besten zeigten, was aus dem alltäglichen Leben, aus den geringsten Zugeständnissen an die Gemeinschaft geworden war.

3.

Heute haben viele schon wieder vergessen, wie man damals in den Staaten lebte, die Krieg geführt, und wie erst in denen, die ihn verloren hatten. Kein Grund zur Verwunderung für uns, die mit größter Bestürzung, ja, mit Entsetzen das tollste Abenteuer der Welt mit erlebt haben, wie die Soldaten ihren Krieg vergessen hatten, kaum, dass sie die Gasmaske abgelegt hatten, kaum, dass sie aus dem Schützengraben heraus waren. Heute — heute beschwört mancher von ihnen, dass er jener Monstreveranstaltung unserer Zivilisation nicht ohne Bedauern den Rücken gekehrt habe, und brennt darauf, die Hack- und

Pestmaschine wieder in Gang zu setzen. Ach, heute ist die bittere Zeit zwischen Feuer und Licht. Ob nicht trotzdem die Menschen in naher Zeit die unsere als einen fürchterlichen Albtraum empfinden werden oder als eine beispiellose Massenerkrankung? Manchmal zweifle auch ich. Dann quälen mich Vorstellungen. Am Ende, fürchte ich dann, ist eine „Kraft“, ein kosmisch bedingter Akt im Gang, der sich hier auf Erden in unsrer Selbstvernichtung ausdrückt. Es kommt so, dass alle Welt militarisiert wird, der Vorwand, der Aufwand bleibt sich gleich. Das Hirn wird auf die Maschine dressiert, die Schöpfung des Hirns, die Maschine, wird auf den Menschen dressiert. Die Wissenschaft zeugt und gebiert und füttert einen künstlichen Tod heran, neben dem der alte Gevatter Sensenmann sich wie ein Spielzeug oder eine Botschaft von süßer Erlösung ausnimmt. Und wir alle arbeiten am Riesenkind, das uns alle erschlägt! Der Mensch wird wahnsinnig. Da er, wie die Wahnsinnigen, sich für kerngesund und nur in der Ausübung seiner höheren Fähigkeiten behindert hält, der Widerstand aber einzig im gleichen Geisteszustand anderer Kranken besteht, so ergibt sich ein in Wirklichkeit hemmungsloser Wettbewerb um eine vermeintliche Befreiung, die, in Ziel und Mitteln überall gleich, notwendig zum gemeinsamen Untergang führt. Die Maschinen unterwühlen die Städte, die friedliche Siedelungen waren. Städte von Maschinen wachsen darüber zu, strotzend von Wärmekraft, gleißend in Öl. Kontinente, meerumschlungene Massenaufgebote von Industrien erigieren in Maschinen. Die Menschen, zu Zwergen geworden, wimmeln an den Riesenkolben, um die Krater der Heizlöcher, aus Gruben, in der Luft. Langsam, unmerklich setzen die gleichen Ungeheuer sich gegeneinander in Bewegung. Die Zwerge verenden zu Millionen, aber täglich wächst Nachschub aus dem Samen, den sie millionenfach verstreut haben auf dem langen Marsch, und rückt, ungemustert, in die Kampflinie. Das dauert eine Weile, dann hört, bei zunehmendem Kampf, der Nachwuchs auf, und die letzten Menschen sind allein. Und weil sie jetzt allein sind, ohne Heimat, ohne Familie und ihr Sach' auf nichts gestellt haben, vermeinen sie, das denkbar größte Opfer gebracht, den Preis bezahlt zu haben, — des

höchsten Sieges wert und darum dem *Ziele* nah zu sein. Alles oder nichts, der einzige sein, der die Macht hat, oder nicht sein, die Bank sprengen oder mit ihr in die Luft fliegen. *Dementia praecox!* Mars regiert die Abschiedsstunde der Menschen von ihrer Erde. Die allerletzten noch heulen Triumph. Irgendwo schwebt ein luftiges Versteck, ein Vogelnest von Drückebergern, das Baumgrün verbirgt. Manchmal hört man sie singen, gedämpft, damit der rote, weiße oder blitzblaue Bezirksfeldwebel sie nicht hört. Sie singen von guten Menschen und der bösen Sintflut und, im Kehrreim, von einem Regenbogen, der, wie wir wissen, vor der wissenschaftlichen Forschung nicht standhält.

Wäre ich Professor der Philosophie, ich malte, dreibändig, den einzigen Teufel an die Wand, der uns Götter noch amüsierte. *Der Selbstmord des Menschengeschlechts eine Notwendigkeit*, intuitiv erfasst und wissenschaftlich bewiesen, das wäre ein Satanismus, wie er selbst vor so gescheiterten Leuten Figur machte. Endlich eine Glaubenslehre, die sich auch ausüben ließe. Und welch eine Lust, lieber Leser, zum Schluss des neuen und letzten Korans die schwarze Bergpredigt zu schreiben — dass die Gedärme sich krümmten! Ich hätte jeden Tag Freitisch in den feinsten Häusern, und nachts läse ich Korrektur auf der Hüfte zauberhafter Frauen, kurz, ich würde fett vom Ideal und hätte die Quadratur des Zirkels gelöst. Mein Freund, der Bankier, würde zu mir sprechen: „Bruder, was mein ist, ist dein — darf ich dich mit fünf Prozent an meinem Geschäft beteiligen?“ Das täte er, mein Freund, der Bankier. Denn er ist heimlich ein überzeugter Kommunist, und wenn er mir nur fünf Prozent böte, so deshalb, weil ich es nicht bin. Unserm Lieben Mann von der Baisse, der, ohne ein Wort französisch oder englisch zu verstehn, in Paris und London ebenso glücklich spekuliert wie in Berlin, sind zwar Stiefel gewachsen in Marxens Weinbergen und ein harter Bart, aber unter dem nistet sein Herz wie eine verschüchterte Lerche, die sich nicht aus dem Kassenschrank heraustraut vor dem Großen Morgen — so schlecht sind die Menschen. Man weiß nicht, wieviel versteckte Idealisten es gibt! Die einen verstecken sich in einem blühenden Apfelbaum, die andern in

ihren Millionen. Die Menschen, gut von Natur, achten das Geld gering, wenn es ihnen nicht abgeht, darauf sind die Luft-hopper im Apfelbaum stolz und sie singen den andern ein Schlummerlied, worüber diese, von der harten Sprache des Kurszettels ermüdet, drei Minuten vor dem Einschlafen zu Tolstoianern werden...

So ergeht es mir gewöhnlich, wenn Angst mich befällt und ich mit meinem innern Auge Schreckbilder anstarre: im Augenblick, wo sie am schlimmsten dräuen, befreit mich ein Lachen. Meine Freunde haben recht, ich bin leichten Sinns — wenn ich ausgehe. Sonst bleibe ich zu Hause. Brüten, trauern, wüten, sich quälen, das ist für die Einsamkeit. Das sind Angelegenheiten, die man mit sich allein abmacht, wenn auch unentbehrliche. Unter den Menschen soll man spielen. Ich spiele selbst mit dem Meer und dem Hochgebirge. Wie ich andern Morgens auf der Terrasse neben der Dampfschiffflände stand, unterhielt ich mich geradezu kokett mit den Zinnenwächtern der Züricher Landschaft, den Glärnisch, Tödi und Mythen, Vater und Söhnen, die über den See in die Stadt hineinschauen. Mit der luftigen Pyramide des Bristenstocks hatte ich intime Erinnerungen auszutauschen. Dort oben hatte ich auf dem Rücken gelegen, wie ein niedergeschlagener Boxer, und meine Begleiter hatten bis Tausend gezählt, bevor ich mich aufrichtete. Es war meine erste Hochgebirgstour. In städtischen Kleidern und Schuhen lief ich den alten Saumweg über den Gotthard ab und kam ins Maderanertal. Von der Erzählung hartknochiger Bergsteiger verführt, bog ich in Amsteg von meinem Spazierweg ab und stieg auf den Bristenstock. Es ging vortrefflich bis zum Grat, auf dem man, turnend und kriechend, nach vierstündiger Kletterarbeit den Gipfel erreicht. Ich erreichte ihn, mein Schutzengel allein weiß, wie. Ich habe sogar lebendig den Weg zurückgefunden, doch da helfen auch die Schutzengel meiner Begleiter mit. Im „Hirschen“ zu Amsteg musste man mir viel Alkohol einflößen, bevor ich zugab, dass die „Rundsicht vom Gipfel“, wie im Reiseführer steht, „großartig und sehr malerisch“ gewesen sei. Auf dem alten Saumweg über den Gotthard bin ich nie weiter gelangt als Amsteg. Was mag ich auf der übrigen Strecke alles

versäumt haben! Ich bin nicht nachtragend, von der Terrasse am Zürichsee sehe ich ihn gern, den Bristenstock.

Einen andern alten Bekannten, das Stockhorn, in dessen Schatten ich einen Sommer lang gelebt, erblickte ich nachmittags vom Uetliberg, dem Züricher Aussichtsturm, der nicht nur ein Turm, sondern ein weiter Gipfelpark ist, von Uto-Staffel bis Albis-Hochwacht, vom Zürichsee zum Zugersee. Unter mir wob Zürich an seinem Sommerschleier, und als ich um ein wenig die Augen hob, hielt ich die ganze alemannische Landschaft in einem Blick. Zwischen den beiden Belchen und dem Feldberg im Norden, dem Jura im Westen und den Alpen im Osten und Süden lag sie eingebettet. Der Säntis beherrschte ihre eine Grenze, das Land um den Bodensee, die Jungfrau das Berner Oberland, ihr Ende: Wände aus Fels und Eis. Jura, Vogesen und Schwarzwald schlossen sie, wo sie sich über Hügel und Bäche in die Fremde verlor, mit tausend überblühten Gartenzäunen ein. Wo auf dem Erdball findet sich, also im Kreis gelagert, eine ähnliche Fülle in gleicher Bewegtheit, in allen Höhen- und Zwischenlagen, von der Stromebene herauf zum ewigen Schnee! Wie unten im Tal Licht und Wasser an der Sonne spannen und eine gleiche Stunde die weite Landschaft in den Armen hielt, so fügten sich mir Unrast und Vielfalt der Empfindungen, die fliegenden Fäden der Erinnerungen und Wünsche zum Kranz, ich trug ihn vor mir in den gesenkten Händen, er wog leicht wie dieser Vorsommertag, und die geweitete Brust war lauter Mitgefühl.

Sprachlos stand ich im Zauberkreis.

4.

Das Feuilleton des Doktors E. Korrodi, das ich in Straßburg gelesen hatte, handelte von neu erschienenen Büchern und unterschied sich in nichts von älteren Arbeiten des Autors. Diese Treue, wie sie mir plötzlich nach Jahren entgegentrat, zumal an einem Ort, der vom engeren Verbreitungsbezirk der Zeitung entfernt lag, hatte mich stark berührt. Nicht, dass der Doktor ebenso gut schrieb wie irgendein führender Kritiker in Deutschland und an Bildung manchen übertraf — das waren Fähigkeiten, denen ich ohne Verwunderung wieder be-

gegnet wäre. Von Joseph Nadler wusste ich auch, dass die Züricher sich von je im Schreiben geübt haben, Heinse berichtete nach Hause, dass man achthundert lebende Züricher zähle, „die etwas haben drucken lassen“, und die Lavater allein veröffentlichten in zwei Jahrhunderten zweihundert Bücher, das macht ein Buch aufs Jahr. Daraus konnte man zum mindesten schließen, dass es in Zürich immer eine ungewöhnlich hohe Anzahl guter Leser gegeben habe, und diese beanspruchten natürlich gute Redakteure. Als solcher war der Doktor Korrodi wohlbekannt. Im Krieg aber wuchs er, wie kein anderer in der Schweiz, mit seiner Aufgabe, einer Aufgabe, zu deren befriedigenden Lösung das literarische Talent allein nicht genügt hätte. Es bedurfte eines kulturhistorischen Weitblicks und diplomatischer Kunst. Denn über Nacht war das Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* eine europäische Tribüne geworden, vielleicht die einzig übriggebliebene, jedenfalls die sichtbarste auf dem Kontinent. Die andern waren von den Militärs oder den Banken beschlagnahmt. Die Intellektuellen in den kriegführenden Ländern, die aus einer ungefärbten Darstellung erfahren wollten, was das Nachbarland an geistigen Werten hervorbrachte, wie ihre Standesgenossen hinter den Schützengräben dachten und schrieben, mussten zur *Neuen Zürcher Zeitung* greifen, deren Feuilleton dauernd über das geistige Leben Europas berichtete. Dieses Feuilleton hatte hundert Zeitschriften zu ersetzen, sein Redakteur zehnmals so viel mobilisierte Kameraden aus den umliegenden Ländern zu vertreten. Durch ihn sprachen sie, jene andern, die zum Schweigen gebracht worden waren in Deutschland, Frankreich und England, zu ihm kamen, die noch sprechen konnten, und brachten ihm ihre Zeugenschaft. Gewiss, das *Journal de Genève* hatte Seippel, und dank ihm und einigen Freunden konnte Rolland in einem französisch geschriebenen Blatte zu Worte kommen. Auch Seippel tat im beschränkten Raum seines Blattes und der erhitzten Atmosphäre seiner Stadt, was er konnte. Es musste notwendigerweise Bruchwerk bleiben. Dagegen bildet Korrodiss scheinbar nur literarische Arbeit während der Kriegsjahre ein fortlaufendes, umfassendes Kulturdokument, das überdies den Stempel einer

reizvollen Persönlichkeit trägt. Es war schweizerische Politik im höchsten Sinne, die sich da auswirkte, vom Hintergrund einer Neutralität, die ich die Neutralität der anständigen Gesinnung nennen möchte, hob sich deutlich die Sorge um die Erhaltung eines europäischen Gemeinschaftsgefühls und die Vorliebe für Menschen und Werke ab, die nicht dem Tode dienen, sondern dem Leben, nicht der Gegenwart, die, noch als wir sie lebten, schon zur Vergangenheit gehörte, sondern der Zukunft. Es war vornehme pazifistische Politik, und von Rechts wegen sollten die Friedensgesellschaften den Doktor Korrodi zum Ehrenmitglied ernennen.

Nun trug das Feuilleton, das mir in die Hände gefallen war, noch immer das gleiche Zeichen. Ich erkannte, dass hier einer am Werke geblieben war, das viele verlassen hatten, kaum, dass mit dem Krieg die nächste Bedrohung geschwunden war. Für ihn war es keine Sache einer „Periode“, einer „Entwicklung“, eines „Durchgangs“. Er gehörte dieser Sache, sie war die seine fürs Leben. Und sie war — glücklicher Schweizer! — gleichzeitig die seines Landes. Von den Männern, die in Schinznach zusammenkamen, bis zu Korrodi und den andern Zürichern gleichen Sinnes war nur ein Schritt, und die Mitarbeiter, die er um sich sammelte, bewiesen, dass er, ganz wie die Ahnen, auf Erweiterung der Schweizerstellung durch moralische Eroberungen bedacht war und in der Idee der Eidgenossenschaft den Kern eines höheren, allgemeinen Menschheitsideals erblickte. Die Geschichte des Kriegs, die wirkliche Geschichte findet man, statt in den selbstsüchtigen Schriften der Prozessgegner, in den Aufzeichnungen der Opfer und Zeugen, die sich zu jenen etwa verhalten wie eine Beichte auf dem Totenbett zu einer Advokatenrede. Sie bleiben, ewig unabhängig vom wechselnden Geschmack, das durchseelte Protokoll von der Zeitwende, rundum und ins tiefste Menschenherz leuchtende Zeichen für die Abkehr von einer Epoche, deren Gesicht kaum menschenähnlich und jedenfalls eine Fratze war. Diese Zeugnisse wurden zu einem beträchtlichen Teil in der Schweiz niedergeschrieben, viele erschienen hier, alle aber nahmen ihren Weg in die Welt über die Schweiz. In Luzern reckte sich Carl Spitteler zu seiner Rede vor dem

furchtbaren Feind im Geist. Es war nicht nur die Unverletzlichkeit Belgiens, für die er eintrat, obwohl sie letzten Endes die Unverletzlichkeit der Schweiz selbst bedeutete, dies oder gar nichts. Gegen die Lüge stand er auf, die Lüge, die eine Lüge bleibt und Gewalttat, soviel Kanonen auch hinter ihr stehn: je mehr Kanonen, um so schlimmer die Lüge, je stärker die Gewalt, um so größer das Unrecht. In Genf trat Romain Rolland seinen schweren Gang an für alle die Sklaven, die nicht mehr das Haupt erheben konnten, um zu sehen, dass in dem Mietshaus, wo sie bisher gehaust, nicht weniger verschiedenartige Menschen zusammen gewohnt hatten, als in den Ländern Europas. Liest man heute Spittelers Rede, Rollands *Au-dessus de la mêlée*, so begreift man nicht mehr die Hassausbrüche, die sie hervorgerufen, die Inquisitoren selber greifen sich an den gelüfteten Schädel, wohl aber erkennt man aufatmend, wie wacker die Zeit ausholt, und wie sehr der Mut eines selbstlosen Gewissens, das Wort, das gerechte Wort ein Licht ist, ein Stern, der den wildesten Sturm niederlegt über Nacht.

Dies geschah nicht zufällig in der Schweiz. Ist nicht die Schweiz ein Vorbild für eine übernationale Gemeinschaft? Hat nicht dieser Staat „Probleme“ — lies: Nöte und Begehrlichkeiten von Rivalen — gelöst, um deretwillen die großen Nachbarn die sinnlosesten Kriege geführt haben, Kriege, deren Opfer die Einwohnerzahl der Schweiz um das Vielfache übersteigen? Man plappert das so hin, und die Emporkömmlinge meinen es eher als eine Entschuldigung, denn als die Erklärung eines Glücksfalls: die Geschichte und die Natur hätten die Schweiz begünstigt. Als ob die nationalen Gullivers vor dem Krieg mit ihr hätten tauschen mögen! Die Schweizer, das war ein Volk von Sennen und Hoteliers, dort ließ man sich auf königlichen Hochzeitsreisen flüchtig nieder, schrieb vor der Jungfrau, dem Genfersee Platitüden auf Ansichtskarten nach Hause, wo anders, als hier, schimmernder Wehr das Pulver trocken gehalten und dick verdient wurde. Hier gab man Trinkgelder, aus dem Wagen oder vom noch höheren Pferd herab, die Hotels waren gut und billig, die Gletscher kolossal, die Sonnenaufgänge ließen sich sehn. Die ehrlichsten Lieb-

haber fanden sich noch unter den Engländern, dem Oberlehrer aus Manchester zuckte im Berner Oberland Byrons schweifende Kraft in der Brust. In Wahrheit lag die „Gunst der Verhältnisse“ weder in der geographischen Lage, deren schon Hannibal Herr geworden war, noch in der Geschichte, die keineswegs immer einträchtiglich verlief, sondern im freiwilligen Zwang für die Ausläufer dreier Nationen, ein Ganzes zu bilden, um sich von den Abenteuern der drei großen gleichsprachigen Nationen fernzuhalten. Daraus erwuchs die glückhafte Schule, die allen Staatsmännern zu wünschen wäre: täglich innerpolitisch das lernen und ausüben zu müssen — Versöhnung, Ausgleich, Turnus von Ehren und Pflichten, *über die Gräben von Sprache und Rasse hinweg* — was für äußere Politik zu verwenden, der Völkerbund vorläufig noch mit unzureichenden Mitteln anstrebt. Die Stimme des Bundespräsidenten Motta, eines Tessiners, anno 21 in Genf vor dem Völkerbund war der Mahnruf des bürgerlichen Ideals schlechthin, das ein weltbürgerliches sein oder überhaupt nicht mehr sein wird. Ich nehme hier nicht Partei, ich sage, wie es ist. Die geographische Lage, militärisch betrachtet, findet sich auch anderswo, ohne dass sie zu einem ähnlichen Staatsgebilde geführt hätte. Und die Geschichte — Revolte gegen Großmannsucht, das ist die Geschichte der Schweiz. Je mehr der einzelne Schweizer abenteuerte — schweizerische Militärs in fremden Diensten finden sich bis ins 19. Jahrhundert, wer einer Züricher Familie angehörte, hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewiss einen Onkel, der holländischer General oder englischer Oberst in Indien war, und Johann Kaspar Schweizer warf, mit seiner Frau Margarete, geborenen Hess, um die Wette mit der Jakobinermütze: die Familie an der Limmat fiel nicht zusammen — je weiter der Schweizer schweifte und die Fremde abschmeckte, um so bedächtiger besann sich und beharrte die Schweiz. Jede Familie hatte ihren verlorenen Sohn, und die Hunde erkannten ihn, wenn er heimkehrte, denn die Familien *blieben*. Man muss das Leben einer Katharina Franziska von Wattenwyl kennen, einer schönen und tapferen Frau, die fremden Gesandten gefiel und deshalb in Bern, dem schweizerischen Sevilla, auf die Folter gelegt und darnach verbannt

wurde, um den inneren Reichtum zu ermessen, den ein gepflegtes „G'schlacht“ noch einem Durchbrenner hinterließ.

Der Grund, warum manche die Schweiz als rückständig empfinden: sie hat noch Gedächtnis, sie hat noch Charakter, sie will lieber zu wenig scheinen als zuviel, sie hat die straffe Haltung einer sinnlich anschaulichen Natur, die *wählen* will — Selbstzucht! Keine Spur von Schlendrian! — abhold den Versprechungen, worin die Geschäftsreisenden aufstrebender Firmen exzellieren. Die „kleinen Verhältnisse“ der Schweiz, das sind die selben, an denen die großen preußischen Feldwebel im Elsaß gescheitert sind.

Verfolgt man aufmerksamen Auges die Schweizer Geschichte, so erkennt man, hundert Einzelheiten beiseite, die sie mit den Nachbarländern verbinden, einen Kristallisationsprozess auf dem Boden des brodelnden Kessels Europa. Die Schweiz assimiliert aufs vorsichtigste, was ihrer Vitalität zusagt, und scheidet, ob alt oder neu, das andre energisch aus. So entstand die starke einfache Form, deren Symbol das weiße Kreuz auf rotem Feld ist. An hellen Abenden sieht man es, von der Kornhausbrücke in Bern, als einen Schatten auf der Jungfrau liegen, dem Hochaltar der alemannischen Landschaft.

RENÉ SCHICKELE

